

Christiane Hoffmann

DIE TRÄUME, DIE WIR HATTEN

Unverkäufliche, unkorrigierte Leseprobe

Jegliche Form der Berichterstattung
vor Ablauf der Sperrfrist am 9. Juli 2026
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

CHRISTIANE HOFFMANN

DIE
TRÄUME,
DIE WIR
HATTEN

Meine Freundin,
Russland, die Ukraine
und ich

C.H.BECK

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner
Umschlagabbildung: © Paul Powis. All rights reserved 2026 /
Bridgeman Images
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
Werbemittel-Nr.: 258735



www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

ÜBER DAS BUCH

Ende der achtziger Jahre: eine Gruppe von jungen Frauen studiert Russisch. Sie lesen Dostojewskij, trinken Wodka und reisen durch die Sowjetunion, die sich gerade auflöst. Es ist eine Zeit des Aufbruchs, der Hoffnungen und Träume von einem demokratischen Russland und einem friedlichen Europa. Jahrzehnte später nimmt sich eine von ihnen das Leben. Es ist die Woche, in der Russland die Ukraine überfällt.

Auf bewegende Weise verbindet dieses Buch ein persönliches Schicksal mit den weltpolitischen Umbrüchen. Es erzählt vom Unheil, das wir nicht kommen sahen, weil wir es nicht sehen wollten. Von unseren Träumen, die nicht wahr wurden und vielleicht nicht wahr werden konnten. Es fragt, was wir ändern können und was unausweichlich ist. Und es erzählt die Geschichte einer Freundschaft, deren Bedeutung man erst dann ganz erfasst, wenn sie plötzlich fehlt.

Christiane Hoffmanns aufwühlendes Buch ist nicht nur feinfühlig beobachtet und glänzend geschrieben, es erzählt zugleich die Geschichte der deutsch-russisch-ukrainischen Beziehungen auf eine Weise, die Raum lässt für Zweifel und Trauer, für Fragen und Ambivalenzen. Damit gibt sie den Debatten die emotionale Tiefe zurück, für die im ersten Schock nach dem russischen Angriff kein Platz mehr war, und schlägt zugleich Brücken über die Gräben, die dieses Thema in die deutsche Gesellschaft eingezogen hat.



Foto: © Susanne Schleyer

Christiane Hoffmann studierte Slawistik, osteuropäische Geschichte und Journalistik in Freiburg, Leningrad und Hamburg. Sie arbeitete fast 20 Jahre für die «FAZ» und berichtete als Auslandskorrespondentin aus Moskau und Teheran. Anfang 2013 wechselte sie ins Hauptstadtbüro des «Spiegel» und war häufiger Gast in Rundfunk und Fernsehen, bevor sie unter der Ampelkoalition Erste Stellvertretende Sprecherin der Bundesregierung wurde. Bei C.H.Beck erschien 2022 ihr Bestseller «Alles, was wir nicht erinnern».

Stimmen zu Christiane Hoffmanns Bestseller

«Alles, was wir nicht erinnern»

«Ein erstaunlicher Zusammenklang aus individuellem Erlebnis und kollektiver Erfahrung von Flucht und Heimatverlust.»

Die Zeit, Andreas Kossert

«Verschränkt Familiengeschichte und Zeitgeschichte.»

Neue Zürcher Zeitung, Claudia Schwartz

«Ein besonderes, ungeheuer eindringliches Buch über die Verheerungen, die Krieg anrichtet, über Generationen hinweg. Unbedingt lesen!»

Freundin

«Ausgezeichnet geschrieben: sehr persönlich, sehr informativ, emotional, ohne rührselig zu sein.»

Badische Zeitung, Heidrun Ossenberg

«Poetische Worte für die versteinerten Erinnerungen der Erlebnisgeneration ... eine kluge Reflexion über Wurzeln und Verlust.»

Hannoversche Allgemeine, Simon Benne

«Dieses vermeintlich erledigte Thema in einer neuen historischen Konstellation noch einmal zu beleben, erfordert Mut, historische Bildung und Inspiration.»

Merkur, Aleida Assmann

PROLOG

In der Nacht, als der Krieg beginnt,
ist sie schon tot.
Nach allem, was wir wissen.
Als die Polizei
in ihre Wohnung kommt, liegt sie im Schlafzimmer,
so wie ein Jahr zuvor,
beim ersten Versuch.
Aber nicht wie damals
am Boden, zwischen Glasscherben, im Erbrochenen.
Dieses Mal liegt sie in ihrem Bett.
Friedlich,
sagt die Polizei. Sie sei zugedeckt gewesen,
sagt die Polizei. Habe dagelegen,
als sei sie einfach eingeschlafen. Aber vielleicht
sagt die Polizei das auch immer?
Sie habe nicht gelitten,
sagt die Polizei.
Und das ist mit Sicherheit falsch.
Dieses Mal atmet sie nicht mehr.
Als Datum des Todes hat man später den Dienstag
angegeben, weil das am wahrscheinlichsten schien.
Um sicher zu sein,
hätte es einer Autopsie bedurft.

In der Nacht, in der sie starb,
hatte der Krieg noch nicht begonnen.
Und war doch schon nah,
stand über dem Land und der Welt wie
eine schwarze Wolke, die
wir alle sahen,
don't look up,
waren die Truppen schon an der Grenze aufmarschiert,
liefen die letzten Vorbereitungen, die
wir alle sahen,
die Blutkonserven, die Munition für die Raketenwerfer,
die fahrbaren Krematorien,
weitere Verbände an die Kontaktlinie.
Wir sahen das!

Als man sie findet,
ist es zu spät,
atmet sie nicht mehr, und
der Krieg hat begonnen
um fünf Uhr früh, 5 a. m. Ortszeit,
in der Nacht zum Donnerstag,
atmet sie nicht mehr, und
der Krieg beginnt,
Luftangriffe auf die Hauptstadt, auf andere Städte
in allen Teilen des Landes, Kolonnen von Panzern und
Militärlastern über die Grenze, vorrückende Verbände
von Norden und Osten und Süden,
Luftalarm, Keller, Angst, erste Tote, besorgte Telefonate
in den Hauptstädten der Welt,
und sie atmet nicht mehr.

Es heißt, man habe es nicht verhindern können.
Den Krieg nicht und

auch nicht ihren Tod.
Man habe alles getan, heißt es.
Man habe alles versucht.
Da war nichts zu machen.

Doch das ist gerade die Frage.

А там, где сочиняют сны
Обоим разных не хватило.
Мы видели один. А сила
Была в нём как приход весны.

Dort, wo die Träume erschaffen werden
Hat es uns nicht für verschiedene gereicht
Wir sahen einen. Und eine Kraft
war in ihm, wie die Ankunft des Frühlings.

Anna Achmatowa

Dies ist ein Buch der Trauer über das, was nicht möglich war. Der Trauer um die Ukraine, um Russland, um meine Freundin, um uns alle. Über das, was wir versäumten, was wir nicht vermochten, wofür die Kraft nicht reichte, wofür der Mut fehlte.

Dies ist ein Buch über unseren Größenwahn und unsere Hilflosigkeit. Über das Unheil, das wir kommen sahen und doch nicht verhindern konnten. Über das Unheil, das wir nicht kommen sahen, weil wir es nicht sehen wollten, im Osten nicht und nicht im Westen. Über die Gefahr, die wir leugneten, die Sicherheit, die wir uns vorgaukelten, die Veränderungen, die wir nicht wahrhaben wollten.

Dies ist ein Buch über meine Freundin, der nicht zu helfen war. Das jedenfalls sagen die Expertinnen.

Dies ist ein Buch über die Selbstbehauptung der Ukraine und die Selbsterstörung Russlands.

Dies ist ein Buch über das, was wir nicht ändern können, und das, was wir anders hätten machen müssen. Über das, womit wir uns abfinden müssen, und das, womit wir uns nicht abfinden können.

Dies ist ein Buch der Reue über das, was wir unversucht ließen.

Dies ist ein Buch über unsere Träume und über die Wirklichkeit. Über unsere Träume, die nicht wahr wurden und vielleicht nicht wahr werden konnten.

Am 5. März 2022 nehmen wir in Leipzig Abschied von Dir, im engsten Kreis, wie es heißt. Deine Schwester hat Uhrzeit und Adresse per WhatsApp geschickt. Alle stehen unter Schock: unter dem Schock Deines Todes und dem Schock des Krieges, der zur selben Zeit begonnen hat. Unter dem Schock der neuen Wirklichkeit in unser aller Leben, des Endes aller Hoffnungen. Es wird lange dauern, bis ich über diesen Abschied schreiben kann.

Du hast entschieden.

Ich bin mit einem überfüllten Zug von Berlin nach Leipzig gekommen, aber dieses Mal hast Du im Hauptbahnhof nicht dort am Anfang des Bahnsteigs gestanden. Ich wollte im Blumenladen noch einen Strauß Tulpen für Dich kaufen. Im Leipziger Hauptbahnhof gibt es einen sehr schönen Blumenladen. Ich habe dort oft Blumen gekauft, wenn ich Dich besuchen kam, im Krankenhaus oder in Deiner Wohnung. Aber heute gibt es dort keine roten Tulpen. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, dass es rote Tulpen sein müssen wie vor ein paar Tagen, als wir die kleine Zeremonie für Dich in Berlin abhielten im Skulpturenpark am Haus der Kulturen der Welt, am HKW, wie Deine Berliner Kollegin in der Mail geschrieben hatte. Sie hatte diesen Ort gewählt, weil sie sich daran erinnerte, Dich hier irgendwann noch einmal froh erlebt zu haben. Wir standen in der Dämmerung auf der Wiese unweit des Kanzleramts zwischen Bäumen, eine Handvoll Frauen und mein Mann, standen bei einer Skulptur und stellten Kerzen auf ihre rundlichen Formen. Ich legte meine roten Tulpen dazu. Manche sagten etwas. Ich kannte keine von ihnen. Ich war die Einzige, die nicht nur traurig war, sondern auch zornig.

Jetzt im Leipziger Hauptbahnhof gibt es keine roten Tulpen, und die Blumenverkäuferin ist unfreundlich, einfach so, normal unfreundlich. Und ich bin dünnhäutig, ich ertrage das nicht. Warum sind Sie so unfreundlich? Frage ich die Verkäuferin unter Tränen. Ich

laufe hinaus aus dem Laden, ohne Blumen, und nehme auf dem Vorplatz ein Taxi. Ich weiß nicht, in welcher Richtung die Villa Apfelbaum liegt, wo der Abschied stattfinden soll. Der Taxifahrer hält vor Blumenläden, aber nirgendwo gibt es rote Tulpen. Es gibt gelbe, weiße, rosafarbene und sogar violette, nur rote gibt es nicht. Erst irgendwann im dritten oder sechsten Blumenladen. Es ist ein Vietnameser, und die roten Tulpen sind extra langstielig, XXL, rote Riesentulpen. Das erscheint mir passend.

Die Villa Apfelbaum ist ein zweistöckiger klassizistischer Bau, der eine Art Herrenhaus gewesen sein könnte. Er liegt im Süden von Leipzig jenseits der Bahnstrecke, wo die Stadt schon ausfranst. Daneben ein flacher Neubau aus Holz mit großen Glasfronten, die den Blick in den gepflegten Garten freigeben. Dort jätet jemand tief gebeugt zwischen Torfmulch und ersten Blümchen, die ein eingestecktes Schild für kaukasische Veilchen erklärt. Jenseits eines Zauns beginnt Gehölz.

Im Vorraum stehen eine Handvoll Menschen, Deine Mutter, Deine Schwester, engste Freunde. Es ist kühl. Es wird leise gesprochen: über Dich, über Deinen Tod und über den Krieg, der alles zunichtemacht, über das Grauen, das Russland verbreitet. Jemand sagt, dass Du jetzt in der Welt der Geister bist, um dort dafür zu sorgen, dass der Krieg beendet wird. Weil es hier nicht mehr möglich war.

Zehn Tage sind seit dem 24. Februar vergangen. Jeden Morgen wache ich mit dem doppelten Schmerz auf, Dein Tod ist darin nicht von Russlands Krieg zu trennen. Nur langsam sinkt die neue Wirklichkeit ein. Die Nachrichten beginnen jetzt immer mit dem Frontbericht: Vor drei Tagen hat die russische Armee Cherson eingenommen, schwere Kämpfe toben bei Charkiw, Mariupol ist nahezu vollständig eingeschlossen. Aber die Ukraine leistet Widerstand. Ich verstehe, dass das eine gute Nachricht ist. Die Prognosen für einen raschen russischen Sieg bewahrheiten sich nicht. Aber ich kann die gute Nachricht nicht fühlen.

Ich denke, dass Du, wenn Du bis zum Beginn des Krieges gelebt hättest, vielleicht etwas hättest tun können mit Deinen Russischkenntnissen. Du hättest eine Aufgabe finden können und dann zurück ins Leben. Ich stelle mir vor, dass der Krieg Dich gerettet hätte. Aber das ist Unsinn. Der Krieg hätte Dich nur noch mehr niedergedrückt. Du hattest Dich mit Russland verbunden, seit mehr als dreißig Jahren, auch wenn Du in den letzten Jahren zunehmend ernüchtert warst, Dir keine Illusionen machtest, wie wir alle, die wir Russland kannten und doch bis zuletzt hofften.

Im Vorraum sind Stehtische aufgebaut, auf denen Tee und Süßigkeiten angeboten werden. Mir kommt Iran in den Sinn, wo bei Beerdigungen Kuchen und Gebäck gereicht werden, um die Trauer zu versüßen. Man trauert dort ganz anders, laut und wild, heulend und wehklagend, mit Körper und Seele. Für so eine leise, stille, innerliche Trauer wie hier würde man sich dort schämen. Hat man die Tote etwa nicht geliebt?

Vom Andachtsraum geht ein großes kreisrundes Fenster nach hinten hinaus ins Grün. Darin hängt ein kleines Kreuz, im Kreuzpunkt ein Auge aus türkisfarbenem Glas, gegen den bösen Blick. Ich setze mich in eine der Stuhlreihen und halte den Band mit Anna Achmatowas Gedichten im Schoß wie das Kirchengesangbuch.

In den Wochen seit Deinem Tod habe ich von ihren Versen gelebt. Unablässig sage ich sie mir auf, abends beim Einschlafen, morgens beim Aufwachen und nachts, wenn ich wachliege. Sie begleiten mich tagaus und tagein.

Die «Mitternächtlichen Verse» der russischen Dichterin kenne ich, seit Du sie in Deiner Magisterarbeit so helllichtig gedeutet hast. Achmatowa erlebte alle Schrecken des 20. Jahrhunderts in Russland: Revolution und Bürgerkrieg, beide Weltkriege, die Blockade von Leningrad. Sie verlor ihren Mann an die Bolschewiken, die Freundinnen und Freunde an Stalins Terror, ihr Sohn verschwand im Gulag. Achmatowa besang das Grauen in verbotenen Versen. Sie verlieh, so verstand sie es, ihrem Volk eine Stimme. Eigentlich war die Grande

Dame der russischen Poesie Halbukrainerin, ihr Vater stammte aus der Ukraine.

Nach Deinem Tod nehme ich die zweibändige Werkausgabe aus dem Regal mit der russischen Literatur.

Anna Achmatowa
Werke

Erschienen 1986, gebunden, der Einband weiß meliert. In Band 1 habe ich auf den Seiten 230–234 mit Bleistift Notizen an den Rand geschrieben: Hinweise, Stichworte, Gedanken aus jener Zeit, als wir gemeinsam diese Gedichte lasen.

Seit Deinem Tod trage ich Band 1 mit mir herum, seit Wochen. Abends lege ich ihn auf meinen Nachttisch, morgens nehme ich ihn mit ins Bad und in die Küche. Wenn ich die Wohnung verlasse, stecke ich ihn in meine Handtasche, obwohl er zu groß ist und sich die Tasche nicht mehr schließen lässt. Er begleitet mich, wohin ich gehe. Er ist mein Fetisch.

Eigentlich brauche ich das Buch nicht, ich kenne die «Mitternächtlichen Verse» seit langem auswendig, die sieben Gedichte, davor der Vierzeiler «Anstelle eines Vorworts».

Die Trennung ertrage ich wohl nicht schlecht, aber ein Treffen mit Dir kaum.

Und am Ende die Zeilen über den gemeinsamen Traum.

Ich sage mir die Gedichte herauf und herunter, ich flüstere sie mir vor.

Auf dem Novemberasphalt wirst Du nicht lange warten, im Adagio Vivaldis treffen wir uns wieder.

Ich murmele sie vor mich hin, sie sind meine Gebete, meine Litanei.

Zu zweit können wir nicht sein, jene Dritte lässt uns nie allein.

Ich spreche sie unter der Dusche. Auf dem Fahrrad schreie ich sie gegen den Wind. Ich rezitiere sie den Sternen. Sie sind mein Schmerz und mein Trost.

Was geht es uns eigentlich an, dass sich alles zu Asche wandelt.

Ich sage sie Dir auf, damit Du Dich erinnerst, wer wir waren und was wir geteilt haben. Im Buch steckt das alte Foto von uns beiden auf einer Party, tanzend, mit geschlossenen Augen. Eine Studentenbude, Bierflaschen im Bücherregal, Kiefernholz, Ikea, meine schwarze Lederjacke, Du im hellen Mantel. Wir haben beide die Augen geschlossen. Wir sind jung und schön.

Die Schönheit ist sehr jung, doch nicht aus unserem Jahrhundert ...

Wärme, Glück, wie gerne ich damals mit Dir auf Parties gegangen bin, meine große, schöne, besondere Freundin.

Aber dann führt Dich Deine Unruhe, zum Schicksal geworden, fort von meiner Schwelle zu den eisigen Gestaden.

Meine Vertraute, mein Rätsel. Habe ich damals so über Dich gedacht? Nein, rätselhaft erscheinst Du mir erst jetzt, im Nachhinein. Damals warst Du einfach, wie Du warst, und dass es Räume gab, zu denen ich keinen Zutritt bekam, erschien mir selbstverständlich. Ich akzeptierte es, fraglos, ohne Schmerz. Es machte Dich nur noch ein wenig reizvoller, Deine Selbständigkeit, Deine Größe, das Gefühl, dass Du nie bedürftig warst. Ich wurde als Freundin nicht gebraucht, aber dann irgendwie doch, und das reichte mir.

Wie Entlassene aus dem Gefängnis wissen wir etwas Schreckliches voneinander, wir sind im Höllenkreis, aber vielleicht sind das auch nicht wir.

Irgendwann setzt sich Deine Schwester zu mir. Ich könne jetzt zu Dir hineingehen, sagt sie.

Der Sarg steht in einem kleinen Nebenraum. Er ist aus hellem, rötlichen Holz, Kirsche vielleicht, und steht zum Kopfende leicht aufwärts. Er ist sehr groß, ein Sarg XXL. Auch hier geht der Blick durch ein bodentiefe Fenster in den Garten, aber Du hast den Kopf zur anderen Seite geneigt, Dein Gesicht nach links. Es ist nicht Deines. Deine Schwester hatte mich vorbereitet. Nach zehn Tagen, hatte der Bestattungsunternehmer ihr gesagt, hätten da schon Prozesse eingesetzt. Sie sagte Prozesse. Man solle sich dafür wappnen.

Du trägst eine graue Strickjacke und bist bis zur Brust zugedeckt. In den Händen hältst Du einen Stoffhund. Mich befremdet das. Für mich bist Du nicht eine Frau mit Plüschtier. Aber das stimmt nicht. Ich weiß, dass dieser Stoffhund Dir wichtig war. Ich glaube, Andrej hatte ihn Dir geschenkt.

Ich setze mich auf einen der Stühle neben dem Sarg. Du bist da, und Du bist nicht da. Ich weiß nicht, ob Du da bist. Es ist schwer, mit Dir in Verbindung zu kommen. Ich bin allein mit Dir. Ich habe nicht das Gefühl, mit Dir allein zu sein. Andere sind da. Ich sehe sie auf den leeren Stühlen sitzen. Andrej, Deinen russischen Mann, den lustigen Andrej mit seinen lieben, immer lachenden Augen, seiner Art zu sprechen, als habe er eine heiße Kartoffel im Mund, seiner Art, Dich zu lieben, wie man Dich wohl lieben musste, als die Heilige, die Du für ihn warst. Uneingeschränkte Verehrung. Andere sitzen da, ich weiß nicht, wer, ich erkenne sie nicht, versuche es gar nicht.

Ich stehe auf und gehe um Dich herum, um den Sarg. Nun sehe ich, dass Deine rechte Gesichtshälfte gerötet ist wie nach einer Verbrennung. Ich streiche Dir über das Haar. Es fühlt sich an wie immer. Ich meine, ich erinnere mich nicht, Dir jemals über das Haar gestrichen zu haben außer vielleicht in Gedanken, aber Deine Haare fühlen sich auch jetzt noch lebendig an. Es gibt keinen Unterschied zwischen den Haaren einer Lebenden und den Haaren einer Toten, denke ich.

Deine schönen dunklen Locken hatten sich in den letzten Jahren verändert, und manchmal, wenn wir uns sahen, erschrak ich darüber. Sie wurden mit jedem Wiedersehen grauer, aber das war es nicht. Alle meine Freundinnen wurden grau, auch ich, schon lange, wir alle. Aber bei anderen hatte dieses Grau eine Frische, gerade bei den Dunkelhaarigen. Diese plötzliche Helligkeit konnte etwas Entschiedenenes haben. Aber Deine Haare waren seltsam schwach geworden, es fehlte die Spannkraft. Matt und kraftlos hingen sie um Deinen Kopf, die vormals wilden Locken.

Ich berühre Deine Hände. Sie sind kalt und rot wie von einem Ausschlag, die schönen langen Finger zusammengekrümmt, noch schma-

ler als im Leben. Sie halten den Stoffhund. Einmal in diesem letzten Jahr hast Du mir erzählt, wie Deine Mutter Dir die Hände massierte, die schmerzenden, kribbelnden, tauben Hände, die Du, wie Du sagtest, kaputt gemacht hattest.

Ich habe die roten Tulpen auf die Decke gelegt zu den Blumen, die andere Dir mitgebracht haben: kleine gebastelte Gebinde von zwei, drei Blümchen in blassen Farben, zart und persönlich. Es sind vorsichtige, liebevolle, traurige Gesten. Daneben brüllen meine zwanzig extra langstieligen XXL-Tulpen, rot, grob und grell wie der Zorn, der sich in meine Trauer mischt. Ich möchte laut trauern, laut und hadernd voller Groll und Protest.

Ich setze mich wieder auf den Stuhl. Du verfolgst mich, aber ich kann mich Dir nicht nähern. Ich weiß nicht, wer Du bist. Bist Du wirklich die hier im Sarg mit dem Gesicht aus Leiden und Tod? Zu der anderen habe ich den Kontakt verloren, zu der, die Du warst, vorher, zu der, zu der ich immer in Verbindung stand, egal wie weit wir voneinander entfernt waren. Damals, vor einem Jahr, als Du im Koma auf der Intensivstation lagst, schrieb ich Dir jeden Tag eine Nachricht, um Dich zu halten. Aber jetzt gibt es keine Verbindung mehr. Manchmal schaue ich mir im Internet ein Foto von Dir an. Dort erkenne ich Dich.

Ich kann mich Dir nicht nähern, weil ich um Verzeihung bitten müsste. Ich bin mit mir nicht im Reinen und nicht mit Dir. Ich denke, dass Du mir Vorwürfe machen müsstest, so wie ich mir Vorwürfe mache, die lange Liste der Versäumnisse, wannwowie ich anderes, mehr hätte tun sollen, das Unterlassungssündenregister:

zu wenig Besuche,
zu wenig gekümmert, zu Dir gefahren, Dich gebeten zu bleiben,
nicht geholfen, ein anderes Leben zu organisieren,
zu selten Geld angeboten,
nicht zur Buchvorstellung eingeladen,
gemeinsame Reisen angekündigt und dann doch nicht gemacht,
immer geglaubt, dass noch Zeit bleibt.

Ich hatte meine Freundin im dritten Studienjahr bei einem Theaterfestival in Hamburg kennengelernt: Theater der Welt. Im Juni 1989 war das, kurz bevor die Welt eine andere wurde. Theatergruppen aus aller Welt kamen nach Deutschland, auch aus der Sowjetunion.

Die Russen waren die Sensation des Festivals, ihre Stücke schmerzhaft eindringlich und waghalsig wahrhaftig. Alles war politisch und auf eine Weise existentiell, von der das westdeutsche Theater nur träumen konnte. Der schwere rote Vorhang des Hamburger Thalia Theaters öffnete sich und gab den Blick frei auf das Weltgeschehen, die Vorabendveranstaltung einer neuen Epoche, auf der Bühne der letzte Akt des Kalten Krieges.

Wir ahnten es. Wir spürten es. Da kam etwas Großes in Bewegung, wie Landmassen, die sich zu verschieben begannen, mit tektonischer Wucht, wir sahen die ersten Risse. Alle fühlten die Macht dieses Aufbruchs, des nahen Berstens, die Kraft einer Gesellschaft, die erstarrt gewesen war, so lange wir denken konnten. Die Sowjetunion erschien uns wie ein gefesselter Riese, wie Gulliver im Zwergenland, der gerade merkte, wie lächerlich dünn seine Fesseln waren.

Aus Leningrad kam der Regisseur Lew Dodin mit dem Maly Teatr und dem Stück:

«Brüder und Schwestern».

Es dauerte mehr als acht Stunden, und jede war unerträglich dicht. Eine Kolchose im Norden Russlands, die Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Brüder und Schwestern.

Mit diesen Worten hatte Josef Stalin am 3. Juli 1941 zu seinem Land gesprochen, zwölf Tage nach dem deutschen Überfall, zwölf Tage nachdem deutsche Panzer über die Grenze gerollt waren, das Morden begonnen hatte, zwölf Tage, in denen Stalin geschwiegen hatte, irgendwo auf seiner Datsche, vermutlich betrunken, die Deutschen verfluchend, Hitler und vielleicht seine eigene Gutgläubigkeit.

Brüder und Schwestern.

Nun sprach Stalin zu den Völkern der Sowjetunion, in der es seit der Revolution nur Genossinnen und Genossen gegeben hatte.

Genossen! Bürger! Brüder und Schwestern!

Die Aufführung ging über zwei Abende, die Bühne voller Menschen. Männer, Frauen, Alte, Kinder. In einer Szene kehrt ein Mann aus dem Krieg zurück in seine Kolchose. Er setzt sich auf eine Bank, um sich herum seine Frau, Kinder, Brüder und Schwestern.

Aus einem Stoffbündel nimmt er ein Geschenk, eingeschlagen in ein Tuch. Langsam wickelt er es aus. Alle blicken auf seine Hände, auf das Tuch, auf das, was es freigibt:

ein Laib Brot.

Die Gespräche verstummen.

Alle starren auf das Brot.

Und dann, in die Stille hinein,

fragt das kleinste Kind:

Und was ist das?

Ein Kind, vier oder fünf Jahre alt, das in seinem Leben noch nie ein Brot gesehen hat.

Jahre des Hungers, Jahre der Grütze, *Kascha*.

Nach dem Krieg werde man sich satt essen, hatten sich die Frauen gesagt. Doch nach dem Krieg wurde der Hunger schlimmer. Man nahm den Bauern von ihren mageren Ernten. Missstände, Korruption, Parteiterror. Und das alles auf offener Bühne im kapitalistischen Westen.

Etwas brach auf, und wir sahen die Kraft und die Schönheit dieses Aufbruchs, sahen, was für eine besondere Theatertruppe das war, eine Gemeinschaft, zusammengewachsen in einem schöpferischen Prozess.

Meine Freundin und ich waren die Assistentinnen, die Künstlerbetreuerinnen, bald oben hinter den Kulissen, bald unten im Saal. Wir übersetzten für die Schauspieler, Bühnenarbeiter, Beleuchter, organisierten Essen, Maske, Auftritte, Fernsehtermine, Stadtrundfahrt.

Alle liebten die Russen, alle liebten es, die Russen zu lieben, die Feinde von gestern, die Fremden. Wir flirteten mit den Schauspielern, wir tanzten auf der Premierenfeier. Sie waren ein paar Jahre älter als wir und alle schon verheiratet, Kinder zu Hause in Leningrad. Wir waren Mädchen für alles, zeigten ihnen nachts unsere Stadt, die Reeperbahn, die Clubs, in die wir tanzen gingen. Sie waren die Stars, und wir lebten in einem freien Land.

Meine Freundin hatte mich damals angesprochen: Mach doch mit. Ich konnte kaum ein paar Worte Russisch, eine Hochstaplerin, die sich als Dolmetscherin ausgab. Sie dagegen hatte schon ein halbes Jahr in Moskau studiert und redete frei drauflos. Sie übernahm Verantwortung, wie selbstverständlich, eine Anführerin. Ich bewunderte sie. Ich wollte ihre Freundin sein, nie zuvor hatte ich eine Freundschaft so sehr gewollt.

Sie hatte eine Aura. Jeder konnte das sehen, dachte ich. Aber sie fand sich zu groß und glaubte, die Männer interessierten sich mehr für mich. Wir sprachen selten darüber, auch später. Fast nie.

Nach dem Festival in Hamburg reiste das Maly Teatr weiter zu einem Gastspiel nach München, und meine Freundin fuhr der Truppe einfach hinterher. Sie hatte vorher in München gelebt und dort noch eine WG, in der sie pennen konnte, aber dazu kam es gar nicht, weil sie zwei Nächte mit den Schauspielern durchmachte.

Ich fuhr wie verabredet zu meinem Freund und kam mir langweilig vor. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt gefragt hatte, ob ich mitkommen wolle, oder ob sie einfach aus einer Laune heraus losgefahren war. So war es in unserer Freundschaft: Sie machte die coolen Aktionen, sie kannte die spannenden Leute, die Künstler, und ich kam mir immer ein bisschen spießig vor.

Damals interessierten sich plötzlich viele für Russland. Mitte der achtziger Jahre hatte Gorbatschow Glasnost und Perestroika ausgerufen. Fast kam es in Mode, Russisch zu lernen.

Aber meine Freundin und ich studierten nicht deshalb russische Literatur. Nicht wegen Gorbatschow und Glasnost, eher im Gegenteil. Wir studierten, was wenig Sinn machte und keine Karriere versprach, nicht Jura oder BWL oder Medizin. Wir suchten das andere, das Verborgene und Verbotene, das Abseitige und Gebrochene, wir suchten den Rand Europas, nah und fremd zugleich.

Wir waren damals zu viert, Anfang der neunziger Jahre, vier junge Frauen, Anja, Vika, meine Freundin und ich. Wir hatten zusammen studiert und gingen nun auf das Examen zu. Slawistik, Germanistik, der Poststrukturalismus war in Mode. Wir trafen uns in einer Küche oder einem WG-Zimmer, saßen am Tisch oder auf dem Boden, der mit Büchern und Papieren übersät war. Wir redeten und tranken: Tee, Wein, Bier und Wodka. Wir lebten in einer Welt, bevölkert von den Helden der Romane Dostojewskijs, der Erzählungen Tschechows, geplagt von verquerten Theorien, die uns sehr umständlich lehrten, dass alles unsagbar und immer auch irgendwie das Gegenteil richtig ist. Wir redeten in einer Geheimsprache. Wir lasen gemeinsam die Texte, die wir allein nicht verstanden, und diskutierten, was wir geschrieben hatten, teilten Gedanken, begeisterten uns, verwarfen Ideen.

Ich buk häufig Pflaumenkuchen, vermutlich, um irgendwie mit der Wirklichkeit in Verbindung zu bleiben. Meine Freundin schien das nicht nötig zu haben.

Den Herbst des Jahres 1989 verbringe ich in Leningrad in einem Studentenwohnheim an der Schiffbauerstraße, vierzehn Stockwerke Platte. Aus unserem Zimmer im 10. Stock sieht man vorbei an weite-

ren Plattenbauten das Meer. Ende August ist der Sommer am Finnischen Meerbusen schon zu Ende, die Tage werden rasch kürzer.

Andernorts in Europa hat das Ende des Sozialismus begonnen. In den Gärten der deutschen Botschaften in Prag und Budapest kampieren DDR-Bürger, während ich in Leningrad jeden Morgen mit dem überfüllten Trolleybus zur Universität auf die Wassiljewski-Insel fahre, eingezwängt zwischen Menschen, die das Überleben in überfüllten Trolleybussen von Kindheit an geübt haben. Sie wissen, dass man sich nicht klein, sondern breit machen muss und auf keinen Fall die Luft anhalten darf. Ich dagegen versuche ohne Sinn, Rücksicht zu nehmen, Berührung zu vermeiden, wo sie doch nicht zu vermeiden ist. Die Leningrader drängeln nicht aggressiv, aber stoisch und ohne Scham, eine Masse, die sich an jeder Haltestelle neu formiert.

Steigen Sie aus?, wenn die Babuschka vom hinteren Fenster zur Tür durchkommen muss.

Steigen Sie aus?, und dann muss man Platz machen, obwohl dafür gar kein Platz ist und jede Bewegung Luftnot bedeutet. Überall wogt Fleisch, überall berührt es mich, bedrängt mich, breite Hintern und weiche Busen, harte Rücken, knochige Hüften, Knie, Ellbogen, Bäuche, Schwänze. Eine Leibesübung in Sozialismus.

Und so lerne ich, dass am besten überlebt, wer sich nicht wehrt, sondern sich ganz und ohne Widerstand der Masse hingibt. Währenddessen reift in Deutschland die Revolution, friedlich.

Die Universität am Ufer der Newa, hier haben sie alle studiert: Strawinski und Gogol, Lomonossow und Lenin und viel später ein gewisser Wladimir Wladimirowitsch Putin. Dreistöckige Prachtbauten aus dem frühen 18. Jahrhundert, aber im Hinterhof verrosteten Lkws, die Reifen platt, zwischen Gerümpel und Schrott. Drinnen knarzt das Parkett, sind die steinernen Treppenstufen in der Mitte ausgetreten von Studentenschuhen aus 250 Jahren.

Nach dem Unterricht sitze ich in der Bibliothek und übersetze

Achmatowa, während sich die Blicke von Marx, Engels und Lenin von der Stirnwand des Lesesaals in meinen Rücken bohren.

Die Stadt wunderschön im Licht der tiefstehenden Sonne, aber unwirtlich und kalt, die Zentralheizung noch nicht eingeschaltet, obwohl es nachts schon friert. Ich bekomme eine Erkältung nach der anderen, rauche schon am Morgen die erste Zigarette, so habe ich nie zuvor und nie später geraucht, starke, grobe sowjetische Zigaretten, Marke Kosmos, manchmal sogar Papirossy, Marke Belomorkanal, angeblich die stärkste Zigarette der Welt, benannt nach dem Weißmeerkanal, bei dessen Bau im Norden Russlands Abertausende von Zwangsarbeitern zu Tode geschunden wurden.

Wunderschön, die Stadt, aber heruntergekommen, überall Mangel, es fehlt an allem. Es sind die letzten Jahre der Sowjetunion, eines scheiternden Systems, und nichts funktioniert. Das Wohnheim ist neu, aber durch die schlecht abgedichteten Fenster pfeift vom Meer der Wind. Von den zwei Liften hat einer nie funktioniert, weil sie den Schacht schief gebaut haben. An dem anderen hängt meistens ein Schild: remont, in Reparatur. Oft gehe ich bis in den 10. Stock zu Fuß.

Wir hausen zu fünft in zwei Zimmern, im Vorraum Flur Kühlschrank und Kochplatte. Wenn man das Licht anmacht, huschen Kakerlaken groß wie Briketts in Ecken und Ritzen. In dem winzigen Bad ist die Klospülung defekt. Um zu spülen, muss man mit dem Arm tief in das Wasser des Spülkastens greifen und den glitschigen Gummipfropfen per Hand anheben, damit es abfließen kann.

Wir sind drei Deutsche und zwei Sowjetbürgerinnen: Larissa, eine blasse Blondine aus Nowgorod, und Olga, eine feurige Ukrainerin aus Donezk. Sie studieren an der Historischen Fakultät, ihr Fach: Geschichte der KPdSU. Sie gelten als ideologisch gefestigt, sodass man sie dem Kontakt mit Weststudentinnen aussetzen kann.

Olga ist eine Sowjetbürgerin wie aus dem Bilderbuch, sie sieht aus wie eine der Frauen auf den Propagandaplakaten des sozialistischen

Realismus: lange strohblonde Zöpfe, leuchtend blaue Augen, dazu ist sie Proletarierkind, Tochter eines Steigers im Kohlerevier des Donbas. Sie verbringt jeden Sommer als Pionierführerin auf der Krim, im berühmtesten Pionierlager der Sowjetunion: Artek am Schwarzen Meer. Sie schwärmt von der Arbeit mit den Kindern, von Sonne und süßen Trauben, Ausflügen, Tanzwettbewerben, Solidarität. Den Rest des Jahres ist sie Studentin in der schönsten Stadt der Welt. Eine Enthusiastin.

Wir freunden uns an. Olga spricht schnell und engagiert, mit starkem ukrainischen Akzent, sie lacht viel, sie begeistert sich. Sie liebt ihr Leben und ihr Land, die Sowjetunion, in der es Pionierlager an der Schwarzmeerküste und Studienplätze in Leningrad gibt. Sie hat im Grunde nichts gegen den kapitalistischen Westen, sie kann sich einfach nicht vorstellen, dass es dort schöner sein sollte. Ihr Freund Wolodja, einer ihrer Dozenten, ein feiner Leningrader Intellektueller, ist ihrem Temperament in keiner Weise gewachsen. Später, viel später, wird sie einen Spanier lieben und ihm nach Madrid folgen, aber da gibt es die Sowjetunion schon lange nicht mehr, der Sozialismus ist gescheitert, wir haben den Kontakt verloren, und in Donezk tobt der Krieg.

Olga liebt Donezk, ihre Heimat, manchmal kommen Freunde von dort zu Besuch ins Wohnheim nach Leningrad. Dann spielt irgendjemand Gitarre, und wir singen bis tief in die Nacht Bergarbeiterlieder.

Olga liebt Ballett, wir gehen abends zusammen ins Kirow-Theater, «Dornröschen» oder «Schwanensee» oder «La Sylphide». Alles klassisch, alles schön, alles perfekt. Nicht von dieser Welt.

Einmal kommt eine Truppe aus den Niederlanden zu Gast, *na gast-rolly*, eine zeitgenössische Inszenierung, modernes Ballett. Ich nehme Olga mit in die Vorstellung. Sie ist entsetzt: Was soll das? Diese Verrenkungen, wie sie es nennt. Sie ist aufrichtig ratlos: Findest du das schön? Sag ehrlich, findest du «Schwanensee» nicht auch viel schöner? Warum soll ich mir das ansehen, wenn es nicht schön ist?

Schönheit ist wichtig, weil der Alltag so hässlich ist. Aber Kultur ist in dieser Zeit politisch, mit der Kultur beginnt der Wandel. Sie erobert die Freiräume, im Theater, Kino, bei den Buchverlagen. Mit der Kunst, der Literatur, der Musik beginnt die Veränderung. Alles ist neu und aufregend, alles macht Hoffnung.

Diese vier Monate sind ein großes Eintauchen in die russische Kultur, immer wieder in die Eremitage, die Museen, Ausflüge zu den Zarenschlössern der Umgebung, und abends ins Theater, ins Kino, das neue sowjetische Kino mit Filmen wie «Reue» von Tengis Abuladse, der in allegorischer Form mit dem Stalinismus abrechnet, Rockkonzerte, Lesungen, Oper oder Hinterhofbühne. Ein Kellertheater inszeniert ein Stück nach der absurden Prosa von Daniil Charms, auf einer anderen Bühne wird eine Fassung von Dostojewskijs «Verbrechen und Strafe» gegeben. In der Kapelle am Schlossplatz, wo einst der Hofchor des Zaren sang, gibt es das erste geistliche Chorkonzert seit der Revolution von 1917: Rachmaninows «Allnächtliches Wachen». Den Menschen im Publikum stehen Tränen in den Augen.

Der Wandel geschieht schnell, jeden Tag gibt es etwas Neues, Aufregendes, werden die Grenzen des Erlaubten noch ein wenig weiter verschoben. In einem Seminar an der Philosophischen Fakultät meiner Universität geht es um Berdjajew und Heidegger. Heidegger in der Sowjetunion.

Im Frühsommer 1989 hat zum 100. Geburtstag von Anna Achmatowa ein Museum eröffnet: in der Wohnung im Haus an der Fontanka, wo sie mehr als dreißig Jahre lang gelebt hat. Möbel, Teppiche, Handschriften, Erstaussgaben, Fotos und Zeichnungen. Der Sessel, in dem die Dichterin saß, wenn sie ihre Verse vor Freunden rezitierte, damit die sie sofort memorierten und im Gedächtnis bewahrten. Der Ofen, in dem sie die Zettel mit ihren Gedichten verbrannte, damit die Geheimpolizei sie nicht fand.

Aus dem Lautsprecher tönt die tiefe, kräftige Stimme der Achmatowa. Sie liest ihre Verse und sie schildert jene berühmte Szene, als

sie in den Jahren des stalinistischen Terrors vor einem Leningrader Gefängnis anstand, in der Hoffnung, Auskunft über ihren verhafteten Sohn zu erhalten. Siebzehn Monate habe sie damals in Schlangen vor Gefängnissen verbracht, unter Frauen, denn es waren vor allem Frauen, die dort warteten, um Bittgesuche einzureichen, Pakete abzugeben, um irgendetwas über das Schicksal ihrer verschwundenen Ehemänner, Söhne oder Brüder zu erfahren.

Achmatowa erzählt, wie eine der Frauen die Dichterin erkannte, sie ansprach und fragte:

Und Sie können das beschreiben?

Und wie Achmatowa ihr antwortete: Das kann ich.

So entstand der Zyklus «Requiem».

Der Mann im Grab, der Sohn im Knast. Betet für mich!

Es erscheinen Bücher, die gesamte zensierte, verbotene Literatur der letzten siebzig Jahre. Ein Land holt sich seine Literatur zurück, die Werke des 20. Jahrhunderts. Bis dahin waren sie nur im Samisdat verbreitet worden.

1987 wird erstmals in der Sowjetunion «Doktor Schiwago» von Boris Pasternak in größerer Auflage verlegt, dann «Leben und Schicksal» von Wassilij Grossman, Bulgakows «Meister und Margarita», Platonow, Samjatin, Granin, Solschenizyn, die Gedichte von Marina Zwetajewa und von Anna Achmatowa, auch der Zyklus «Requiem». Die Auflagen sind hoch, die Bücher preiswert, ich kaufe sie und verschiffe sie in großen Pappkartons nach Hamburg, die Moderne und die Klassiker, die Gesamtausgaben von Puschkin, Dostojewskij und Tolstoj, dreißig Bände Tschechow, Werke und Briefe. Das Papier ist billig, der Druck schlecht.

Die Auflagen der Literaturzeitschriften wachsen, sie gehen in die Millionen, in «Nowyj Mir» und der «Literaturnaja Gazeta» finden die großen politisch-intellektuellen Debatten statt. Und mit jeder Ausgabe staunt man, was alles geschrieben und gedruckt wird, ohne dass einer dafür ins Lager verbannt wird.

Ein Land holt sich seine Erinnerung zurück. Für Menschenrechtler und Intellektuelle heißt Glasnost vor allem: die Tabus der Vergangenheit brechen, endlich sprechen über die Verbrechen der stalinistischen Gewaltherrschaft, endlich gedenken, endlich trauern. Das Erinnern an die Opfer von Terror und Gulag erscheint damals als der erste Schritt, als die notwendige Voraussetzung für eine demokratische Zukunft Russlands. Im Januar 1989 wird Memorial gegründet, eine der ersten Menschenrechtsorganisationen, eine NGO der Sowjetunion.

Es erscheinen literarische und dokumentarische Zeugnisse, die von Terror und Gulag erzählen: Daniil Granins Roman über die Massendeportation der Tschetschenen, Solschenizyns «Archipel Gulag», Warlam Schalamows «Erzählungen aus Kolyma» oder Ewgenija Ginzburgs «Harte Marschroute».

Kunst und Kultur sind in diesen Jahren das wahre Leben, dort findet die Veränderung statt, hinter dem Rücken und vor den Augen der Politik. Hier ist Wahrheit und Verheißung. Die Kunst wird die Wirklichkeit formen, sie wird die Politik überwältigen, so hofften wir. Wenn man all das aussprechen darf, kann es nicht mehr lange dauern, bis die Welt sich ändert.

Aber einstweilen ist die Welt die alte, der sowjetische Alltag, die Tristesse, die Apathie, der Mangel an allem. Alles dreht sich ums Beschaffen. Auch ich verbringe Stunden in den Schlangen vor den Lebensmittelläden zwischen den Frauen. Fast immer sind es die Frauen, die anstehen. Stehen in einer Schlange vor allem Männer, geht es um Schnaps.

Nichts ist teuer. Geld bedeutet wenig. Was es gibt, kostet nicht viel. Theater- und Opernkarten zum Beispiel. Man hat nicht zu wenig Geld, es gibt einfach nichts zu kaufen. Alles ist *defizit*, Mangelware.

Im Westen steigt Michail Gorbatschow zum Superstar auf, sie nennen es Gorbimanie, aber hier in der Sowjetunion ist die Stimmung eine andere, hier macht sich Enttäuschung breit. Schön und gut, dass

die Zensur gelockert wurde, aber wo bleiben die echten Verbesserungen?

Ich laufe durch Leningrad, den Newskij Prospekt hinauf und hinunter, die Flüsse und Kanäle entlang, die Newa und die Mojka, den Gribojedow-Kanal, gehe die Boulevards entlang, durch die Gassen und Parks, sehe den Verfall, die Schlaglöcher in den Fußwegen, die kaputten Bordsteine, die bröckelnden Fassaden, die leeren Läden. Ich kann mir vorstellen, dass hier ein politischer Umbruch bevorsteht, dass das sowjetische System am Ende ist und es demokratische Reformen geben wird. Es ist mit Händen zu greifen, dass es so nicht weitergeht.

Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Bürgersteige einmal keine Schlaglöcher mehr haben, die Fassaden renoviert, die Läden gut gefüllt sein werden. Ich erinnere mich bis heute daran, dass ich damals so dachte: Die Politik mag sich ändern, aber eine erfolgreiche Marktwirtschaft wird Russland nie. Es kam dann andersherum: Der Kapitalismus siegte, heute sind die Läden voll und die Fassaden renoviert. Aber mit der Demokratie hat es nicht geklappt.

Sonntags gehe ich zu Vera. Wir haben uns in der Schlange vor dem Supermarkt kennengelernt. Igor, Veras Sohn, lernt in der Schule Deutsch, deshalb hat sie mich angesprochen.

Vera führt mich in die Banja ein, das russische Dampfbad. Sie geht einmal wöchentlich, allein oder mit einer Freundin. Die Banja liegt zwei Metrostationen entfernt in einer anderen Plattenbausiedlung zwischen einem Friseursalon und einem Supermarkt. Mit Veras Hilfe geht es vorbei an einer Reihe strenger Aufseherinnen, die entscheiden, wer in die Banja hineindarf und wer nicht.

Eine Ausländerin! Eine Deutsche! Eine Westdeutsche!

Vera verhandelt das Schmiergeld und bringt mich durch die Fußpilzkontrolle. In der Umkleide ist es kühl und ungemütlich. Es riecht nach Chlor und billiger Seife. Alles ist einfach und nicht sehr sauber, abgesprungene Kacheln, Stockflecken in Ecken und Ritzen.

In der Sauna ist es schummrig und eng. Es riecht nach Holz, Schweiß und Birkenzweigen. Wir sitzen und schwitzen und kichern und tratschen. Wenn es still wird, hört man nur noch das Knistern des Ofens, das leise Stöhnen der aufgeschwemmten, abgearbeiteten Leiber und das Klatschen der Schläge. Ich liebe diese allwöchentliche Reinigung, die Läuterung. Mit Birkenzweigen schlagen Teufelsweiber die Haut rot und lebendig. Dann reiben wir uns mit Honig ein, und ich schwitze alles aus mir heraus, das Nikotin und den Wodka, die Abgase, die Kälte und die Tristesse.

Nach der Banja gehen wir in Veras Platte. Wir trinken georgischen Wein und sibirischen Wodka, essen Würstchen und schauen fern. Vera ist Mitte dreißig und etwas enttäuscht vom Leben. Igor, ihr Sohn, kann überhaupt kein Deutsch. Tolja, ihr Mann, trinkt zu viel. Aber was soll man machen. Vera ist auch enttäuscht von der Perestroika. Was nützt ihr Glasnost, was nützen kulturelle Freiheiten, wenn im Supermarkt die Regale leer sind.

Wir schauen die Vorabendserie und die Nachrichten. Und dann Kaschpirowskij. Anatolij Kaschpirowskij ist zu dieser Zeit einer der bekanntesten und einflussreichsten Männer Russlands. Er ist Psychotherapeut, Hypnotiseur und Wunderheiler, genauer gesagt: TV-Wunderheiler. Jeden Sonntagabend zur besten Sendezeit erscheint er im ersten Kanal des sowjetischen Fernsehens und heilt das ganze geplagte Sowjetvolk per Fernhypnose. Die Straßen von Moskau und Leningrad sind zu dieser Stunde leergefegt, als sei die Nationalmannschaft im Endspiel. Alle sitzen vor dem Fernseher und glauben und hoffen.

Schaut mir in die Augen.

Die 1500 Plätze im Sportpalast sind ausverkauft. Kaschpirowskij läuft im schwarzen Rollkragenpullover auf der Bühne herum. Auf einem Tisch türmen sich Dankesbriefe und Telegramme aus allen Teilen des Landes.

Herr Doktor, Sie haben mein Leben wieder lebenswert gemacht. Eine Frau hat 160 Kilo abgenommen, ein gelähmtes Mädchen kann

plötzlich laufen. Es rast auf der Bühne hin und her, und alle weinen. In Georgien wird ohne Anästhesie ein Unterleib operiert. Kaschpirowskij hat die Patientin per TV-Hypnose narkotisiert. Sie liegt auf dem OP-Tisch und singt. Das ist das Vorprogramm, danach kommt die Erlösung.

Entspannt euch.

Zwanzig Minuten bildfüllend das Gesicht von Anatolij Kaschpirowskij, sein pechschwarzes Haar, der eckig geschnittene Pony, der starre Blick.

Schaut mir in die Augen.

Entspannt euch.

Egal, ob Ihr mir mit offenen oder geschlossenen Augen zuhört.

Vergesst all eure Sorgen.

[...]

Liebe Freundin,
mehr als ein Monat ist seit Deinem Tod vergangen. Mehr als einen Monat habe ich geschwiegen, habe nur in den Gedichten von Anna Achmatowa gelebt. Die Gedichte sind die Verbindung zwischen uns, das Band, das letzte, außer Deinen wenigen Traumbesuchen und den großen dunkellockigen Frauen auf der Straße, in denen ich Dich manchmal sehe.

Damals, vor einem Jahr, habe ich Dir geschrieben, jeden Tag, mehrfach manchmal, habe alles aufgeboten, unsere ganze Freundschaft, mehr als dreißig Jahre.

Es hat nicht gereicht.

Du wolltest das nicht hören, nicht lesen.

Du hast nie geantwortet, auch später nicht, als Du es hättest lesen können und vielleicht gelesen hast.

Du wolltest keine Freundin haben, niemanden, der Dich hätte halten können.

Du wolltest mich nicht.

Ein Jahr lang dauerte das Tauziehen mit dem Tod, das Tauziehen um Dich. Ich hatte nie eine Chance.

Du hast nie auch nur in der Mitte gestanden, warst immer weit drüben, an der Klippe, gerade noch zu halten und dann eben nicht mehr.

Reue, heißt es, sei das nachhaltige Bedauern einer eigenen Schuld wegen einer Tat oder einer Unterlassung. In diesem Fall: wegen einer Unterlassung. Wegen einer langen Liste von Versäumnissen. Ich habe vergessen, Dich zu meiner Buchvorstellung einzuladen. Vergessen! Habe Dich an dem Wochenende im Dezember, als Du mich besuchtest und wir stundenlang durch den Wald spazierten, nicht gefragt, warum Du nicht mehr leben wolltest. Habe überhaupt zu wenig darüber gesprochen. Ich bin nicht zu Dir gefahren Ende Januar, als Du mir schriebst, Du kommest nicht aus dem Bett. Überhaupt zu wenig! Ich bin zu Deinem Fünfzigsten nicht mit Dir nach Indien gefahren, wie wir es uns ausgemalt hatten, als wir Anfang vierzig waren. Hatten wir es uns ausgemalt? Oder hatte ich es Dir versprochen?

Wann fiel die Entscheidung? Wann war es zu spät? Gab es überhaupt einen exakt zu bestimmenden Zeitpunkt? Wann hast Du Dich entschieden? Schon im Sommer, als Du sagtest, Du bedaurest, dass es beim ersten Versuch nicht geklappt hatte? Oder später, irgendwann im Hin und Her zwischen Klinik und Wohnung, der eine Ort so unerträglich wie der andere, das eine Leben so sinnlos wie das andere, beide keines, alles aussichtslos, als keiner Dir und Du Dir nicht mehr helfen konntest? Oder doch erst, als wir über Deine Rückkehr an das Institut zu sprechen begannen? Vielleicht im allerletzten Moment, als Du die Tabletten aus dem Blister löstest? Hätte man, hätte ich es bis zuletzt noch verhindern können?

Und Putin? Wann entschloss er sich zum Krieg? Schon Jahre im Voraus? Im Vorjahr, als er sah, dass er die Ukraine verlieren würde? Als er den Aufmarsch befahl? Oder war die Entscheidung bis zu-

letzt offen, bis zum allerletzten Moment, als der Bundeskanzler nach Moskau reiste und der französische Präsident noch einmal telefonierte, sogar noch, als schon die Blutkonserven an die Front geliefert und die Raketen in die Raketenwerfer eingebracht worden waren? Hätte man es bis zuletzt noch verhindern können?

Von Leningrad aus fahre ich ein paarmal ins Baltikum, nach Estland und Lettland, nach Tallinn und Riga. Als Weststudentin darf ich das Stadtgebiet von Leningrad nicht verlassen. Das ist die Vorschrift. Leider bin ich für jeden sofort als Weststudentin auszumachen. Man erkennt mich an meiner Kleidung, an den Schuhen, an meinem Rucksack. Man erkennt mich sogar dann noch, wenn ich mir im Kaufhaus sowjetische Kleidung kaufe. An der Art, wie ich mich bewege und die Menschen anschau, an den Zähnen, am Geruch.

Aber es ist mir egal, ob sie mich erwischen. Einmal lädt die Universitätsleitung mich vor und stellt mich zur Rede. Doch was sollen sie schon machen. Man entwickelt ein Gespür dafür, welche Regeln noch durchgesetzt werden und welche eher nicht.

Im Baltikum komme ich privat unter, bei Bekannten von Bekannten von Bekannten. Ich habe ihre Adressen von Leuten, die irgendjemanden kennen, den ich irgendwo getroffen habe, fremden Menschen, die mir ein Dach über dem Kopf geben, oft auch mehr, Gespräche in Küchen an gemütlichen Holztischen, in Wohnzimmern mit vielen Büchern, mit Menschen, die mich hineinholen in ihre Welt, in ihr Land, in ihre Unruhe. Denn im Baltikum hat das Ende der Sowjetunion schon begonnen.

Ende August hat es hier eine Menschenkette gegeben, mehr als sechshundert Kilometer lang, von Tallinn über Riga nach Vilnius, mehr als sechshundert Kilometer Menschen, Hände, Fahnen, Hoffnung, von Vilnius über Riga nach Tallinn, die längste Menschenkette in der Geschichte der Menschheit.

Im Baltikum ist der Wandel nicht nur kulturell, sondern politisch. Hier geht es nicht mehr nur um Glasnost, sondern um Unabhängigkeit. Die baltischen Republiken wollen weg von Moskau, und das möglichst rasch.

Am Abend des 9. November 1989 gehe ich früh zu Bett. Ich habe Deutschland vor mehr als zweieinhalb Monaten verlassen, habe das Geschehen zu Hause aus der Ferne verfolgt, die Montagsdemos in Leipzig, Genschers Balkonrede in Prag, die Ausreise, die Züge durch Dresden in die Freiheit.

Ich bin weit weg, ich bin mit Russland beschäftigt. Aber ich versuche mitzubekommen, was passiert. Trotzdem verstehe ich noch weniger als die Menschen in Deutschland, dass eine Revolution begonnen hat.

Ich lebe hinter dem Eisernen Vorhang. Er ist durchlässiger geworden, ist aber immer noch der Eisernen Vorhang. Das russische Fernsehen berichtet wenig über das, was in Deutschland los ist. Westzeitungen sind in Leningrad schwer zu bekommen, einmal pro Woche gehe ich zum deutschen Generalkonsulat und hole meine Post ab, die der Botschaftskurier freundlicherweise mitnimmt. Dort bekomme ich manchmal deutsche Zeitungen. Sie sind dann zehn Tage alt.

Telefonate nach Deutschland sind fast unmöglich, in jedem Fall sehr kompliziert. Ich muss einen Anruf ins Ausland 24 Stunden im Voraus auf dem Hauptpostamt anmelden, gebucht wird für eine bestimmte Uhrzeit, die gewünschte Anzahl der Minuten im Voraus bezahlt. Tags darauf finde ich mich zur gebuchten Zeit in der Wartehalle des Postamts ein. Dort warten Dutzende von Menschen auf ihre Verbindungen, Menschen aus den fernen Provinzen des Sowjetreiches, aus Tadschikistan und Kamtschatka, Karelien und Jakutien, Menschen aus aller Welt, Studenten aus Mosambik und Angola, Ingenieure aus Vietnam. Alle haben eine Nummer bekommen, dreistellig, wenn ich mich richtig erinnere, und warten darauf, dass sie aufgerufen wird.

Auch ich setze mich auf eine der harten Holzbänke und warte. An den Wänden reihen sich die Telefonkabinen, schlichte Zellen, aus denen tränenüberströmt die Menschen treten, weil vielleicht die Mutter gestorben ist oder ein Kind geboren wurde. Sofort werden sie umringt von Freunden und Verwandten. Die Luft ist schwer von Sehnsucht und Schicksal. Ich warte.

Wenn die Verbindung steht, ruft eine Stimme durch die Halle meine Nummer: 137 Kabine 17.

Die Aufrufe sind schwer zu verstehen, bald genuschelt, bald gebellt. Verwechslungen sind häufig, dann eile ich in die Zelle und habe vielleicht einen Kasachen am Ohr. Wer seinen Slot verpasst, hat Pech gehabt. Manchmal sitze ich und warte und warte vergeblich. Dann reihe ich mich irgendwann in die Schlange der Bittsteller am Schalter.

Ich hatte ein Gespräch gebucht.

Vorwurfsvoll: Junge Frau, wir haben Sie doch aufgerufen.

Flehentlich: Seien Sie so gut, versuchen Sie es noch mal. Ich bitte Sie.

Ein strafender Blick.

Oder: Junge Frau, es nimmt niemand ab.

Man muss schließlich Glück haben. Wie soll er wissen, dass ich gerade jetzt anrufen werde?

Noch einmal flehentlich: Seien Sie so gut, versuchen Sie es noch mal. Ich bitte Sie.

Ein strafender Blick.

Zurück auf die Holzbank.

137 Kabine 22.

Ich springe auf.

In der Kabine hängt an der Wand ein metallener Kasten mit Hörer.

Ich nehme ab.

Stille.

Dann ein Tuten, dann auf Russisch, im Kommandoton:

Sprechen Sie!

Und am anderen Ende ist plötzlich Deutschland, eine geliebte, vertraute Stimme, sehr fern und sehr nah. Und ich vergesse auf der Stelle alles, was ich hatte sagen und fragen wollen. Über mich, über ihn, über Deutschland.

Noch viereinhalb Minuten.

Ich plappere, schwitze, verstumme, verzweifle. Wie sinnlos das Ganze. Die Zeit läuft. Unerbittlich.

Noch drei Minuten.

Was war das Wichtigste?

Sprich schneller.

Und als das Gespräch endlich in Fluss kommt, wird es auch schon von der strengen Stimme auf Russisch unterbrochen:

Noch eine Minute.

Kurz darauf ist alles vorbei,
ohne Abschied, ohne das Wichtigste.

Ein Knacken. Stille. Tuut.

Am Abend des 9. November also gehe ich zeitig ins Bett. Am nächsten Tag mache ich mich schon vor sechs Uhr in aller Frühe auf ans Ende der Welt. Es ist stockdunkel, als ich das Wohnheim verlasse, und ich habe keine Ahnung, dass Deutschland seit gestern Abend ein anderes Land ist.

Ich fahre mit der Metro zum Zentralen Omnibusbahnhof und stelle mich in die Schlange für ein Ticket nach Tartu, einer kleinen Universitätsstadt in der Estnischen Sowjetrepublik. Dort lehrt damals der berühmte Literaturwissenschaftler Jurij Lotman an einer kleinen, peripheren Universität, wo man ihn, so hofft er, in Ruhe lässt. Ich will ihn kennenlernen, vielleicht kann ich im nächsten Jahr bei ihm studieren.

Der Bus verlässt die Stadt in Richtung Westen. Es dämmt, ein trüber Novembertag, Niesel, es feuchtet vom Himmel. Acht Stunden tuckern wir über das flache Land: Kiefern- und Birkenwälder, Dörfer mit bunten Holzhäusern, Kuhweiden. Mittags halten wir in Narwa,

dort, wo heute die Grenze zwischen Russland und Estland verläuft. Wirklich hell wird es nie. Als wir in Tartu ankommen, dunkelt es schon wieder.

Am Ende der Welt habe ich eine einzige Adresse. Leute, von denen jemand gesagt hat, sie würden mir vielleicht ein Zimmer vermieten, obwohl das illegal ist. Bekannte von Bekannten. Ich weiß nicht, wer sie sind und wo genau sich die Adresse befindet. Kein Handy, kein Internet, ich habe noch nicht einmal einen Stadtplan von Tartu.

Ein Taxi ist nicht zu finden. Ich stelle mich an irgendeine Straße und halte den Daumen raus. Es dauert gar nicht lange, bis sich jemand erbarmt. Die Adresse liegt nicht in seiner Richtung, aber der freundliche Typ nimmt mich trotzdem mit. Der Wagen verlässt die Innenstadt.

Was, wenn sie gar nicht zu Hause sind?

Und warum sollten sie eine wildfremde Frau bei sich aufnehmen?

Nach einer Viertelstunde sind wir schon fast aus der Stadt, wir biegen in einen Sandweg, dann hält der Wagen am Ende der Welt vor einem Haus mit Garten. Ich gebe dem Mann ein paar Scheine, nehme meinen Rucksack und gehe durch den unbeleuchteten Vorgarten auf die Haustür zu. Der Wagen wendet, wartet. Als die Tür sich öffnet, verschwindet er in der Dunkelheit.

Was, wenn sie mich nicht reinlassen?

In der Tür steht ein großer kräftiger Mann Mitte vierzig.

Erstaunt: Guten Abend.

Man hat mir gesagt, Sie vermieten Zimmer.

Er mustert mich schweigend.

Ich bräuchte ein Zimmer für heute Nacht, man hat mir gesagt, Sie ...

Wer sagt das?

Ich nenne ihm einen Namen.

Und wer sind Sie?

Ich bin Studentin, aus Leningrad.

Sie sind keine Russin. Woher kommen Sie?

Ich zögere, überlege. Könnte versuchen, mich als Lettin oder Polin auszugeben. Kann aber kein Lettisch, nur ein paar Worte Polnisch. Würde er mir sowieso nicht glauben. Hat sowieso schon verstanden, dass ich aus dem Westen komme. Also die Wahrheit:

Aus Deutschland.

Aus Deutschland?

Er starrt mich an, ungläubig, dann verändert sich seine Miene, als hätte ich ein Zauberwort gesagt.

Deutschland.

Das Zauberwort.

Wissen Sie, was gerade in Deutschland los ist?

Wir stehen noch immer an der Tür, er im halbdunklen Flur, ich draußen vor dem Eingang im Feuchten, und als er zu sprechen beginnt, glaube ich zunächst, ihn nicht richtig zu verstehen. Wir sprechen Russisch, nicht seine Muttersprache und nicht meine. Sicher übertreibt er. Er kann nicht meinen, was er da sagt.

Aber ich habe das Zauberwort genannt, und nun bittet er mich herein und komplimentiert mich durch den Flur ins Wohnzimmer, mit meinen dreckigen Schuhen und der feuchten Jacke, direkt ins Wohnzimmer. Er will, dass ich das sehe und verstehe, eine wildfremde Deutsche, die am 10. November 1989 gegen Abend plötzlich vor seiner Tür steht. Ahnungslos. Er schiebt mich ins Wohnzimmer, wo seine Frau auf der Couch sitzt. Der Fernseher läuft: Menschen tanzen auf der Berliner Mauer.

Der Mann bringt Krimsekt, die Frau kocht Tee, wir trinken und liegen uns in den Armen und lachen und weinen. Vor Freude, vor Rührung, vor Sehnsucht. Es ist schwer, an diesem Abend am Ende der Welt zu sein und nicht in Berlin.

Die beiden Esten sind voller Hoffnung: Wenn das in Deutschland möglich ist, dann werden auch wir frei sein. Er ist der Direktor einer örtlichen Fabrik, technische Nomenklatura, es geht ihnen gut, aber sie wollen ein freies Estland, weg von der Sowjetunion. Die Sowjetunion, sagt er, wird untergehen. Sie ist ein unweigerlich sinkendes

Schiff. Und wir müssen sehen, dass wir uns rechtzeitig von ihm lösen.

Ich weiß nicht mehr, wie die beiden Esten hießen, mit denen ich weinte in einem Vorort von Tartu am 10. November 1989 am Ende der Welt. Aber sie sollten recht behalten, sie würden es schaffen. Ein halbes Jahr später erklärt Estland seine Unabhängigkeit.

[...]

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre verschlechtert sich das Verhältnis zwischen Russland und dem Westen immer weiter. Zwar bleibt mit Jelzin der vom Westen favorisierte Präsident an der Macht, trotzdem wächst die Entfremdung. Dazu tragen beide Seiten bei. Entscheidend ist der Konflikt um die Erweiterung der Nato nach Osten. Bereits 1994 hat die Allianz die Aufnahme einer ersten Gruppe von Ländern des ehemaligen Warschauer Paktes beschlossen, einschließlich der Beistandsgarantie, die Artikel 5 der Nato-Charta bietet. Konkrete Schritte hat man aus Rücksicht auf die russischen Präsidentenwahlen zunächst nicht unternommen. Doch nachdem Jelzin im Sommer 1996 wiedergewählt und die befürchtete Machtübernahme von Kommunisten und Nationalisten im Kreml ausgeblieben ist, bereitet die Allianz den Beitritt Polens, Ungarns und Tschechiens vor. Nun werden die entscheidenden Weichen gestellt.

In Russland verstärkt sich unterdessen die ablehnende Haltung. Jelzin und seine Minister betonen ein ums andere Mal, dass sie eine Ausdehnung des Nato-Gebiets über die ehemalige DDR hinaus für falsch halten. In diesen Jahren schreibe ich unzählige Artikel unter Überschriften wie:

Ablehnende Haltung zur Nato-Erweiterung bekräftigt

Jelzin lässt sich von Kohl nicht umstimmen: gegen die Nato-Ost-Erweiterung

Moskau verschärft den Ton gegenüber der Nato

Auch innerhalb der Nato und sogar innerhalb der US-Administration bleibt die Erweiterung umstritten. Man sieht die Nachteile, die Gefahren. Alle versichern ständig, man wolle keine neue Trennlinie in Europa ziehen, Russland nicht vor den Kopf stoßen. Man sieht auch, dass die Aufnahme einiger Länder andere Länder außen vor lassen wird, zum Beispiel die Ukraine. Schon Kohl ist sich ihrer Schlüsselrolle bewusst. Die Ukraine droht durch die Erweiterung in eine gefährliche Zwischenlage zu geraten.

Aber der Westen übergeht die russischen Einwände. Er glaubt, sich das leisten zu können. Russland ist schwach – politisch, strategisch und wirtschaftlich. Russland braucht Geld, man hält Moskau für käuflich. Man redet sich ein, Russland werde sich abfinden. Vielleicht glaubt man es wirklich. Ein verhängnisvoller Irrtum.

Im Russischen gibt es zwei Worte für Träume. Eines bezeichnet den Nachttraum, die Bilder, die wir im Schlaf sehen, das andere unsere Wachträume, unsere Hoffnungen und Wünsche. Achmatowa verwendet in ihren «Mitternächtlichen Versen» beide Worte.

Мы видели один, heißt es dort: Wir sahen einen.

Wir träumen damals alle den gleichen Traum: im Westen, in Russland und der Ukraine, in Polen und Lettland. Wir träumten ihn alle, die Menschen an ihren Küchentischen, die Staats- und Regierungschefs, die Mächtigen und die Machtlosen, im Osten wie im Westen und dazwischen, Alte wie Junge, Kranke und Gesunde, meine Freundin und ich: den Traum von einem ungeteilten Europa, von gemeinsamer Sicherheit, von Demokratie in Russland und überall, von «Nie wieder Krieg».

Aber wir schaffen es nicht. Wir können den Traum nicht wahr machen. In Russland nicht, und auch nicht im Westen. Wir stecken fest im alten Denken, im alten Misstrauen. Wir träumen die Zukunft, aber wir gestalten sie nicht. Das Fenster, das in den frühen neunziger Jahren offen steht, schließt sich rasch. Der Traum von einem ungeteilten Europa verblasst. Bald geht es nicht mehr um eine gemeinsame Sicherheitsordnung. Das «umfassende Sicherheitskonzept», von dem noch Kohl gesprochen hatte, wird nie entwickelt. Stattdessen geht es um die Erweiterung der Nato.

Draußen an der Ostgrenze der Allianz pochen die Ostmitteleuropäer an die Tür: Lasst uns rein. Man hat es ihnen versprochen: freie Bündniswahl. Sie sollen eintreten dürfen, wenn sie wollen. Nun sind sie da: Öffnet die Tür! Sie wollen ins Sichere, ins Warme. Und kann man es ihnen verdenken? Sie spüren den Atem des Bären im Nacken. Man

kann Russland nicht trauen, warnen sie, auch wenn es jetzt so freundlich und friedlich tut. Sie wissen, wovon sie reden. Sie sprechen aus der Erfahrung der Jahrhunderte, sie haben es erlebt: Überfälle, Krieg, Besatzung, Teilung, Gulag, Holodomor. Lauter pochen sie: Lasst uns ein!

Sie warnen. Und das, wovor sie warnen, tritt ein:

Russland wird keine Demokratie.

Jelzin lässt das Parlament zusammenschießen.

Russland bleibt eine imperialistische Macht.

Panzer rollen nach Tschetschenien.

Die Ostmitteleuropäer hämmern an die Tür: Lasst uns rein. Morgen werden wir dran sein. Versprochen ist versprochen.

Die Deutschen wissen gar nicht mehr, wem sie was versprochen haben, überall haben sie Verpflichtungen. Sie wissen nicht, bei wem sie tiefer in der Schuld stehen, der übermächtigen historischen Schuld. Sie haben Polen überfallen, haben dort gewütet und gemordet, die Sowjetunion, die Ukraine, Russland, Belarus, so viele Tote, so viele Opfer, so viel deutsches Verbrechen, wie soll man entscheiden, wem uns die Vergangenheit am meisten verpflichtet? Tut man, was Polen mit Recht einfordert, stößt man Russland vor den Kopf und schadet der Ukraine. Aber zu lassen, was Russland nicht will, wäre ein Unrecht gegenüber Polen. Und mit der Ukraine ist es völlig vertrackt. Einen guten Weg scheint es nicht zu geben. Das darf in der Politik nicht sein. Also redet man es sich schön.

Man redet sich ein, dass es nicht so schlimm kommen würde. Russland wird sich abfinden, sagt man sich. Man tut alles, um es Russland so süß wie möglich zu machen, obwohl Moskau ja gar kein Mitspracherecht hat. Das wird immer wieder betont: kein Mitspracherecht. Aber man versucht trotzdem, es weniger grob erscheinen zu lassen. Man umarmt die Russen mit dem einen Arm, während der andere den Ostmitteleuropäern die Tür zur Nato öffnet.

Man herzt und umgarnt die Russen: Nähe, Partnerschaft, gute Beziehungen. Man lädt sie an die schönsten Orte ein, sitzt zusammen in der Sauna, zelebriert Männerfreundschaften und Gattinnenfreund-

schaften, beteuert Wohlwollen, hofft auf Präsidenten, hofft überhaupt viel, plant aber zugleich, Russlands Einwände in den Wind zu schlagen. Man nimmt Russland unablässig irgendwo auf: in den Europarat, die Partnerschaft für den Frieden, erweitert die G7 zur G8, begründet sogar noch eine französisch-russisch-deutsche Troika. Da sitzen sie dann zusammen bei Moskau auf der Datsche, Kohl, Chirac und Jelzin, zwei abgehalfterte Europäer und ein kranker Russe, kurz darauf werden zwei von ihnen abgetreten sein.

Man redet sich ein, dass die Russen irgendwann einsehen werden, dass die Nato-Erweiterung gar nicht gegen sie gerichtet ist. Sie haben doch gar nichts zu befürchten. Das beteuert man unaufhörlich: nicht gegen euch gerichtet. Und es stimmt: Niemand würde Russland angreifen. Natürlich nicht. Aber es stimmt eben auch nicht: Wie könnte Russland die Nato-Erweiterung anders verstehen denn als ein Manifest des Misstrauens, das der Rest Europas gegen Russland hegt?

Wofür braucht ihr die Nato, wenn wir Partner sind? Ihr erweitert euer Militärbündnis und behauptet zugleich, keine neue Trennlinie durch Europa zu ziehen? Das sollen wir glauben?

Die Nato schließt einen Pakt mit Russland, im Mai 1997 wird die Nato-Russland-Grundakte unterzeichnet. Sie ist nicht mehr als eine Absichtserklärung über die künftigen Beziehungen. Sie gewährt Russland keinerlei Mitsprache und macht keine Zusagen für irgendwas. Sie bleibt weit hinter dem zurück, was Moskau sich einmal vorgestellt hat. Das ist es, was von der paneuropäischen Sicherheitsarchitektur übrig bleibt, der Vision, die einst Gorbatschow und andere inspiriert hatte: ein Platz am Katzentisch. So sieht man es in Moskau.

Russland unterzeichnet die Akte, aber bleibt gegen die Erweiterung. Jelzin nennt die Nato-Russland-Akte einen «erzwungenen Schritt». Man macht irgendwie mit, weil Russland in diesem Moment nichts anderes übrig bleibt. Nur wird nichts gut, das Misstrauen bleibt, alles nur Trostpreise. Wie falsch ihr seid mit euren geheuchelten Umrarmungen, sagen die Russen. Sie fühlen sich betrogen. Und sie warnen: Ohne Russland kann es keine Sicherheit in Europa geben.

Aber wie soll man ihnen denn vertrauen! Sie wissen ja selber nicht, wer sie sind und wer sie sein wollen, ein Teil Europas oder ein eigenes Kraftzentrum, ein Imperium oder ein demokratischer Nationalstaat, eher ähnlich oder doch ganz anders. Sie schwanken zwischen Abwenden und Hinwenden, Drohungen und Beschwörungen, Gesprächsverweigerung und Gespräch, Angst vor Isolierung und Selbstisolation. Sie wissen, dass sie schwach sind und die Erweiterung nicht verhindern können. Aber sie finden sich nicht damit ab.

Die Verunsicherung beginnt früh. Schon 1990 in den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen zur deutschen Wiedervereinigung wirkt Gorbatschow strategisch verloren, ohne Orientierung, Plan und Ziel. Er will den Westen nicht mehr als Feind denken, will darauf vertrauen, dass alle auf einer Seite stehen, und es in Zukunft nicht mehr nötig sein wird, sich gegeneinander zu schützen. Er sieht sich mit dem US-Präsidenten auf Augenhöhe. Er will nicht gegen ihn taktieren, sondern mit ihm über die Zukunft der Welt diskutieren, von Weltenlenker zu Weltenlenker.

Alles ist widersprüchlich. Russland will gefallen, anerkannt werden, dazugehören, eine gute Demokratie und ein guter Partner sein, der sich an internationales Recht hält. Zugleich fürchtet es Statusverlust, Respektlosigkeit und Verachtung. Es will dazugehören, ein normales Land sein, eines wie alle anderen. Aber es kommt nicht los vom alten russischen Geist der Singularität und des Messianismus. Wie kann ein Land, so groß und prächtig, so weit und mächtig, mit so reicher Geschichte, von so hoher Kultur und tiefer Spiritualität, wie kann ein solches Land den gleichen Status haben wie, sagen wir, Estland? So denken sie. Russland will sein wie alle anderen und trotzdem eine Sonderrolle spielen. Es betont seine kulturelle und historische Nähe zu Europa und behauptet zugleich spezifisch russische Werte und Traditionen, die denen des individualistischen und materialistischen Westens haushoch überlegen sind. Es ist der ewige russische Konflikt.

Nur in einem Punkt sind Russland und zuvor die Sowjetunion so gut wie immer klar: Sie wollen die Erweiterung der Nato nicht. Es kommt vieles zusammen: historische Ängste, imperialistischer Anspruch und die Furcht vor Isolierung, die Furcht, außen vor zu bleiben, wenn es um die künftige Sicherheitsordnung Europas geht. So verzweifelt will man dazugehören, dass Gorbatschow und später auch Jelzin immer wieder sogar einen Beitritt Russlands zur Nato ins Spiel bringen. Gorbatschow erwähnt das bereits im Frühjahr 1990. Falls die Ostmitteleuropäer der Nato beitreten wollten, sagt er, könnte auch die Sowjetunion die Aufnahme in das Bündnis beantragen. Und Jelzin erneuert später für Russland diesen Gedanken. Ist das ernst gemeint? Es wird jedenfalls nie ernst genommen. Ein konkretes Angebot gibt es nie.

Auch im Westen gibt es Stimmen, die vor der Erweiterung der Nato warnen: Tut es nicht. Es sind vor allem die Älteren, wie Genscher, der damalige US-Außenminister Baker, Frankreichs Präsident Mitterrand. Sie warnen, dass ein dauerhafter Frieden in Europa ohne Russland nicht möglich sein wird. Jetzt ist Russland schwach, aber das wird nicht so bleiben. Diplomaten warnen: Tut es nicht. Was wird aus der neuen Weltordnung, von der wir gesprochen haben? Und was aus denen, die außen vor bleiben, vor der Tür? Was wird aus Belarus, Moldau, Georgien, dem Kaukasus? Aber vor allem: Was wird aus der Ukraine?

Militärs warnen, sie verstehen, dass sich mit der Erweiterung für die Nato nicht die Sicherheit erhöht, sondern vor allem die Risiken. Sie haben die Nuklearwaffen im Blick, die atomare Abrüstung, die mit der Erweiterung ein Ende finden wird. Sie warnen vor Überdehnung.

Und in Russland warnen ein ums andere Mal die Reformer, auch Jelzin: Tut es nicht, es wird die Falschen stärken, die Ewiggestrigen, die Imperialisten und Nationalisten, die nur darauf warten, dass der Westen wieder zum Feind wird. Tut es nicht, es wird uns schwächen, uns, die Westler, die Reformer, Eure Gleichgesinnten und Verbünde-

ten. Wer weiß, warnen sie, wer nach Jelzin an die Macht kommt. Jetzt ist Russland schwach, aber das wird nicht so bleiben. Tut es nicht.

[...]

Die neunziger Jahre werden zu einem verlorenen Sieg. Der Westen siegt und verliert. Wir gewinnen den Kalten Krieg, aber es gelingt uns nicht, diesen Sieg in einen dauerhaften Frieden zu verwandeln. Oft sind historische Parallelen zum Ersten und zum Zweiten Weltkrieg gezogen worden, zu verlorenen und gewonnenen Siegen und was daraus zu lernen ist. Dass nichts gefährlicher ist als ein Sieg, der ungenutzt bleibt. Man sieht das Ende des Kalten Krieges vor der Folie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: dem Frieden von Versailles, ein verlorener Sieg, weil er in einen neuen Krieg führte. Und das Gegenbeispiel: 1945, die Einbindung Deutschlands, der Marshallplan. Vor allem die Franzosen denken so, aber auch Kohl und Genscher. Wir wissen, wie es nicht funktioniert: mit Triumph und Überheblichkeit und Demütigung. Wenn man die Schwäche des Unterlegenen ausnutzt. Und wir wissen, was es braucht: Großmut und sehr viel Wirtschaftshilfe und eine neue Ordnung, die die alten Feinde einschließt. So ist es nach dem Zweiten Weltkrieg gelungen, Gegner zu Verbündeten zu machen. Nach 1989 gelingt das nicht. Der Preis dafür ist hoch, und es ist zu befürchten, dass wir erst angefangen haben, ihn zu bezahlen.

[...]

Denen, die an die Tür der Nato pochen, wird aufgetan. Am Ende des Erweiterungsprozesses wird das Bündnis von 16 auf 30 Mitglieder angewachsen sein. Kurzfristig ist das ein bedeutender Gewinn an Sicherheit für die Ostmitteleuropäer, während die negativen Folgen erst einmal überschaubar scheinen. Aber schon mittelfristig sieht es, wie wir heute wissen, anders aus. Europa ist wieder geteilt. Es gibt

eine Trennlinie und einen gefährlichen Zwischenraum, eine dauerhafte Zone des Unfriedens und der militärischen Auseinandersetzungen und in der Ukraine einen furchtbaren Krieg.

Die Sicherheit in Europa hat sich dramatisch verringert, und selbst die Ostmitteleuropäer haben nicht das bekommen, was sie sich erhofft hatten: echte langfristige Sicherheit. Russland führt einen Krieg direkt vor ihrer Haustür, mitten in Europa. Einen Krieg, der auch sie – und uns – bedroht. Russland führt zudem auch einen hybriden Krieg gegen den gesamten Westen, der weit heißer und gefährlicher ist, als es der Kalte Krieg über weite Strecken war.

Die Ostmitteleuropäer sind nun Mitglieder der Nato. Sie sind drinnen im Haus, aber dieses Haus ist ziemlich instabil geworden. In dem Moment, da sich die Nato vielleicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte wirklich bewähren muss, stehen ihr Zusammenhalt und möglicherweise sogar ihre Existenz auf dem Spiel. Niemand weiß, ob ihr Beistandsversprechen noch gilt.

Im kurzen euphorischen Moment nach dem Ende des Kalten Krieges hätte man europäische und transatlantische Sicherheit radikal neu denken müssen. Oberste Priorität hätte langfristige maximale Sicherheit für alle haben sollen. Aber man kam über die Schlagworte von Vancouver bis Wladiwostok nicht hinaus. Das Zeitfenster blieb ungenutzt. Kurzfristige Interessen, innenpolitische Zwänge und altes Denken gewannen die Oberhand. Vielleicht fehlte auch einfach der Mut. Vielleicht war es unmöglich, gemeinsam mit Russland eine neue Sicherheitsordnung aufzubauen. Aber wir haben es nicht einmal versucht. So wie wir es versucht haben, hat es nicht funktioniert.

Vielleicht haben diejenigen recht, die sagen, dass der Westen Russlands Entwicklung gar nicht beeinflussen konnte. Und wer anders denkt, ist größtenwahnsinnig, eine Form von Hybris. So wie es vielleicht größtenwahnsinnig ist zu glauben, ich hätte meine Freundin davon abhalten können, sich das Leben zu nehmen.

[...]